

Aus dem Leben eines Aargauer Arbeiters

Autor(en): **Möckli-v. Seggen, Margarete / Schmidt, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **59 (1969)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Leben eines Aargauer Arbeiters

ERNST SCHMIDT, geboren 1908, hat seine Lebenserinnerungen nicht selber aufgeschrieben, sondern sie uns vor zwei Jahren erzählt. Nach den damaligen Tonbandaufnahmen haben wir den folgenden Text redigiert und dabei versucht, den Ton der mündlichen Erzählung einigermaßen zu bewahren.

Mein Vater hat in der Schuhfabrik in S. gearbeitet, d. h. in der Filiale in Aarau. 1908 war Streik. In diesem Jahr bin ich in Erlinsbach geboren, und dort ging ich in die Schule. Der Vater ging zu Fuß über Buech nach Aarau zum Arbeiten. Es war eine Stunde zu gehen, zweimal am Tag hin und her. Später haben wir ihm das Mittagessen gebracht. Er ist durch den Streik auf die schwarze Liste gekommen. Dann fand er Arbeit in Lörrach. Und später hat er das väterliche Heim übernommen, einen kleinen Bauernhof in Erlinsbach, 15–18 Jucharten. 1914 kaufte er noch einen Hof dazu. Im Ersten Weltkrieg führten wir die kleine Landwirtschaft. Am Samstag und Sonntag, wenn der Vater daheim war, halfen wir alle mit. Wir waren sechs Geschwister, fünf Buben und eine Schwester. Da ging es noch nicht so exakt zu wie heute. Wenn man keine Schuhe hatte, ging man barfuß. In der 7. und 8. Klasse haben wir auch melken und heuen müssen. Bis 1918 hat der Vater noch in der Fabrik gearbeitet, aber nach dem großen Streik von 1918, an dem er nicht mitmachte, blieb er daheim.

In Erlinsbach bin ich zwei Jahre in die Sekundarschule gegangen, und da mußte ich Französisch machen. 1922 verkaufte der Vater den Hof und kaufte einen andern in Biberstein mit einer Wirtschaft. Dort ging ich nochmals ein Jahr in die Schule. Jetzt hatten wir mehr Vieh, 18–20 Stück, und ich mußte melken. Am Morgen vor der Schule mußte ich mit 25–30 l Milch ins Dorf. Es hatte 700 Einwohner. Ich kam oft zu spät in die Schule deswegen. Am Abend mußte ich noch einmal die Runde machen mit der Milch. Jetzt gehörten wir nicht mehr zu den «Rucksäcklipuuren».

Damals unterschieden sich Bauern und Fabrikler. Die Fabrikler waren besser angezogen. Sie hatten immer saubere Schuhe. Fabrikler-Mütter hatten weniger Kinder, und es ging ihnen besser. Bei den Bauern hatte niemand Zeit zum Waschen. In der «Puberitätszyt» gab es Kiltgang; die Eltern hatten nichts dagegen. Spiele und Streit gab es schon in der Schule. Es hieß dort: Wer die längeren Haare hat, ist stärker. Das waren meistens die Bauernburschen. Mit ein paar Freunden hatten wir eine Höhle; die wurde am Abend ausgebaut. Dort wurden Äpfel und das, was wir gestohlen hatten, gegessen. Die Sache ging aber bald wieder auseinander.

Dann kamen die Krisenjahre. Von 1924 an ging ich schon in die Fabrik, ein Jahr bei B. in S. Zum Bahnhof in Aarau hatten wir von Biberstein eine Stunde zu Fuß. Mein Stundenlohn betrug 32 Rappen, und neun Stunden arbeiteten wir. Dann bekam ich Akkordarbeit und verdiente mehr. Zuerst mußte ich Laufbursche sein. Dann kam ich in die Abteilung für Leisten und mußte diese zuteilen. Da kam ich im Monat auf

etwa 150 Franken. In der Sohlenkleberei hatte ich schon 38 Rappen Stundenlohn. Das war mir aber zu wenig; darum ging ich nach Aarau in die Schuhfabrik F., wo der Vater früher auch gearbeitet hatte. Dort bekam man 50 Rappen pro Stunde. Nach einem Vierteljahr ging ich in eine Zementfabrik in Aarau. Sie baute ein Kraftwerk. Dort mußte ich ein Caisson (Senkkasten) montieren. Nachher habe ich eine Zeitlang unter Druck darin gearbeitet. Man baute Pfeiler ins Wasser. Später kam ich in die Zinkerei K. und M. 1929 machte ich dann in Winterthur die Rekrutenschule als Radfahrer. Im ganzen blieb ich 10 Jahre in der Zinkerei. 1933 heiratete ich mich in Küttigen ein. Vorher, als mein Vater eine Scheune baute, hatte ich bei seinem Maurer das Mauern gelernt. Als ich heiraten wollte, kaufte ich einen Bauplatz und fing an, einen Keller auszuheben. Das war möglich, weil ich damals in der Fabrik Schichtarbeit hatte. Weil ich keinen Maurer fand, baute ich selber weiter in die Höhe; ich machte Betonwände und isolierte sie innen. Als wir heiraten wollten, starb die Mutter meiner Frau. Da verschoben wir die Hochzeit und verkauften das angefangene Haus. Ich zog nach Küttigen zur Familie meiner Frau, weil dort sonst niemand den Haushalt machte. Wir hatten ein Zimmer für uns; der Vater und 2 Brüder meiner Frau lebten noch im Hause. Anfangs Krieg (1939) heiratete einer der Brüder und zog fort. Jetzt übernahm ich das Bauerngewerbe. Wir bauten für den Bruder ein Haus in Küttigen. Aber seine Frau erklärte: «Da will ich nicht bauern.» Da kaufte ich das neue Heimetli für 15000 Franken. Wir zogen aber nicht ein, sondern verpachteten das neue Haus für etwa 10 Jahre, und wir blieben im alten.

Etwa 1939 kaufte ich Bienen und baute für sie ein Häuschen. In dieser Zeit wurde ich krank, ich bekam Arthritis. Und da sagte mir der Doktor, ich könne bald nicht mehr gehen. Darum baute ich mir die Bienenzucht als Haupterwerb auf. Ich studierte alles, was Bienen anging. Ein Bienenzüchter in Biberstein empfahl mir, eine Fachzeitung zu abonnieren. Im nächsten Jahr besuchte ich einen Anfängerkurs für Bienenzüchter in Aarau. Ich merkte, daß ich nichts wußte, kaum eine Biene von einem Mistfink unterscheiden konnte. Ich kaufte jetzt einen einzigen Schwarm und zog den nach der gelernten Theorie auf. Von Bekannten meiner Frau erhielt ich einen Bienenkorb und den «Bienenvater», das dicke Buch. Die meisten Bücher habe ich sonst in der deutschen Lehrmeisterbücherei selber gekauft, und die habe ich alle studiert. Ich machte immer wieder Kurse mit. Mehr als drei Jahre habe ich studiert, bis ich über Bienenzucht genügend wußte. Der zuerst gekaufte Schwarm hatte schon im nächsten Jahr vier Jungfernvölker. Nie habe ich Völker in die Berge gebracht; sie blieben immer in Küttigen. (Jetzt habe ich zwar ein Stöcklein im Berg.) Damals war der Zucker billig; wenn man den Bienen mehr davon gab, so reizte sie das kolossal zum Brüten. Von den Schwärmen nahm man keinen Honig, sondern fütterte sie nur. Auf die Art bekam man bis zu sechs Jungfernschwärme. Unsere Gegend muß für meine Bienen gut gewesen sein; ich hatte gleich etwa 30 Völker. Die erweiterte ich auf 46 Völker, aber 1942 mußte man die Bienen auf die Hälfte reduzieren. Während des Krieges arbeitete ich weiter im Gewerbe des Schwieger-

vaters, ich fütterte, heute usw. In die Fabrik ging ich nur noch selten; ich ließ mich als Arbeitslosen eintragen. Es kamen schlimme Zeiten für uns. Ich hatte keine Arbeit mehr, und darum fingen wir mit dem Gemüsebau an. Zwar hatte meine Frau als Seidenweberin in der Fabrik fast Fr. 10 000.– erspart. Die Leute von Küttigen sind hauslich und sparam.

Mit meiner Arthritis ging es so: Wir waren damals bekannt mit dem Nationalrat Bircher in Aarau. Der war Arzt, und ich ging einmal mit meinem Leiden zu ihm. Er klopfte meinen Rücken ab und sagte: «Euch hat schon mancher gesagt, Ihr werdet steif in einem Jahr.» Ich fragte, ob er operieren wolle; Bircher war ja Chirurg. Da lehnte er ab; ich sollte baden, und er gab mir Tabletten. «Wenn's nichts nützt, so seid vorsichtig!» Es hat nichts genützt. Da ging ich zur «Lebensreform» über. Später ging ich in Behandlung zu einem Nachfolger Bircher-Benners. (Die Bircher sind alle aus Küttigen, auch der Oberst und Nationalrat.) Der Zürcher Bircher hat mir Ponndorfsche Impfungen gemacht, aber auch das hat nicht viel genützt. Auch die Tiefenbestrahlungen im Spital von Aarau hatten keinen Erfolg. Schließlich ging ich nach Schinznach zum Baden. Dort mußte man mordslang warten. Einmal traf ich einen Bähnler, der auch Bienenzüchter war. Der sagte: «Wenn du mit mir kommst, kommst du bald dran. Dann können wir ein Doppelbad nehmen; das ist billiger.» Ich habe der Schwester ein wenig «geschmiert», und wirklich kamen wir dann gleich an die Reihe. Einmal hatte die Schwester keine Zeit, aber sie erklärte uns, wie man Kompressen macht. Nächstes Mal nahm ich aus dem Bad in einer Flasche Wasser heim, holte Sand aus dem Fischbach (dort ist ja auch eine Mineralquelle) und machte die Kompressen selber. Mit dem Heizkissen half ich nach.

Mit Hilfe der Lebensreformer ging's besser. Das Rauchen hatte ich bereits aufgesteckt. Ich trank keinen Alkohol mehr und aß Rohkost. Auch gefastet habe ich. Vorher noch war ich beim «Hermano» in magnetopathischer Behandlung und noch früher in den Thermalbädern von Baden, zomal ohne Erfolg. So auch bei «Hermano». Er strich mir wenige Minuten lang über den Kopf und überall. Da sagte ich, mir fehle es am Rücken! Wohl merkte man, daß beim Behandeln etwas «überspringt». Nachher ging ich nach Zürich zu einem Chiropraktiker.

In Aarau hatten wir einmal eine Waerlandgruppe. Wir lebten drei Jahre lang konsequent nach Waerland. Was der in seinem Buch bringt, das hatte ich in den 10 Jahren vorher aus einem Dutzend Bücher gelernt. Von allen Vorschriften hat wahrscheinlich das Fasten am meisten geholfen. Ich sehe zwar nicht nach Fasten aus. Ich weiß, daß die Lebensreformer mager sind und «geistig» aussehen, aber ich wollte nicht darauf achten und es ihnen nachmachen, und so bin ich dicker geworden, obwohl ich körperlich streng arbeiten mußte.

Schon 1935 begann ich, mich mit Gemüsebau zu befassen. Meine Frau ging damals schon auf den Markt nach Aarau, um unsere Ware zu verkaufen. Sie brachte höchstens 10 Franken heim. Einmal kam eine Frau zu ihr, um Sellerie zu kaufen, und sagte, sie wolle nur biologisch gepflanzten. Wenn ich damit anfangen, kaufe sie mir alles Gemüse ab. Mir war das neu. Aber von der Bienenzucht her konnte ich schnell lesen, und

so las ich rasch, was die Frau mir gegeben hatte. Ich besuchte auch Vorträge, und daheim fingen wir an, alles praktisch auszuprobieren, was ich hörte. 1938 war ein besonders gutes Honigjahr, und wir konnten es uns leisten, im Gemüsebau zu experimentieren. Wir bauten nun immer mehr Gemüse an und brachten es regelmäßig auf den Markt. Nur von 1942 bis 1945 gingen wir nicht; der Plan Wahlen zwang uns zum Mehranbau von Getreide und Erdäpfeln.

Daneben hatten wir auch noch ziemlich großen Obstbau. Ich machte auch einen Kurs für Berufsbaumwärter mit. Küttigen hatte damals noch keine Obstbaugenossenschaft, dafür einen bösen Chüji, d. h. Milchhändler. Nun gab es im Krieg eine Verfügung vom Bund, daß Milch abgeliefert werden mußte. Der Chüji hatte schon vorher die Gründung einer Milchgenossenschaft in unserem Dorfe vereitelt. Als die Verordnungen vom Bund aufgehoben wurden, gab's einen neuen Versuch. Ich ging in die Versammlung der Milchproduzenten und wurde ins Aktionskomitee gewählt und mußte Statuten machen. Zehn Jahre lang blieb ich Präsident der neuen Milchgenossenschaft. Eine Zeitlang habe ich als Vegetarier auch Schlachtvieh produziert, aber ich habe es aufgegeben. Mägde hatten wir nicht. Beim biologischen Obstbau ist's ohnehin so, daß Angestellte meinen, es fehle einem etwas. Nicht einmal dem Schwager konnte ich eine Arbeit überlassen, ohne hinter ihm zu stehen. Eine Sache, die uns in jener Zeit alle beschäftigte, war die Bekämpfung des Kartoffelkäfers. Wenn mein Nachbar auf seinen gespritzten Erdäpfeln Käfer hatte und ich keine, so wollte man nicht glauben, daß ich keine Mittel verwendete. Der Nachbar behauptete sogar, ich hätte in der Nacht Kunstdünger gestreut, weil bei mir alles besser aussah. Es ist eben so, daß wir im biologischen Landbau geistig weiter sein müssen als der Durchschnitt, vor allem in der Schädlingsbekämpfung. Man kann z. B. den Blütenstecher an Obstbäumen mit Kaliumpermanganat bekämpfen, aber man muß wissen, wann er einsticht. Bis die hundert Bauern gelernt haben, in welchem Augenblick das Spritzen nötig ist!

Inzwischen kamen neue Aufgaben. Ich war in der Kommission für Milchkontrolle, und wieder mußte ich in einem Kurs dieses Geschäft lernen. Die Einnahmen durch Bienenzucht nahmen zu. Bis 1962 brachte ich es fast auf eine Tonne Honig im Jahr. Von der Arthritis haben mich auch die vielen Bienenstiche nicht befreit; ich habe nur festgestellt, daß die Stiche weniger schmerzen und weniger anschwellen. – In den letzten Jahren haben wir die Landwirtschaft ganz aufgegeben. Etwa 15 Jahre lang hatten wir rund 10 Juchart biologisch bewirtschaftet, Kompost gemacht und Gülle behandelt, d. h. wir haben sie geruchfrei gemacht, indem wir gute Gartenerde darunter mischten. Erst so bekommt sie guten Anwachswert. – Schließlich bauten wir an einem andern Ort ein Häuschen, und dort pflanzten wir nur noch Gemüse. Die Wiesen, die dazu gehören, haben wir verpachtet. Dem Mieter sagte ich, ich sähe es nicht gern, wenn er Kunstdünger verwende. Das hat er drei Jahre lang befolgt. Er war mit seinen Ernten sehr zufrieden; nach dem Heuet und Emd konnte er auch noch im Herbst Gras schneiden.

Wenn man einen anderen biologischen Gärtner besuchen will, so führt

das ans andere Ende der Welt, und dazu braucht man ein Auto. Darum kann ich mich noch nicht entschließen, es zu verkaufen. Ich bin schon weit herumgereist. Alle Sonntage reiste ich im Land herum und schaute die Betriebe der Kollegen an und diskutierte mit ihnen. In der Ostschweiz gibt's die «Dornacher». Die spritzen ein Präparat. Aber eine Gruppe unter ihnen tut sehr geheimnisvoll. An einer Ausstellung war das ausgestellte Lehrbuch angenagelt! Die Ostschweizer Anthroposophen haben sich von den Dornachern getrennt und einmal einen Kurs auf dem Herzberg abgehalten. Ich führte die Referenten mit meinem Topolino hinauf; einige kamen auch zu mir, und wir diskutierten bei uns oder in den Pausen zwischen den Vorträgen. Dabei habe ich viel gelernt. – Zu den rühmlichsten und angesehensten Verfechtern des biologischen Anbaus gehört H. M. in Wangen. Ich lehnte zwar seinen Vorschlag ab, Kali zum Düngen zu verwenden. Aber in einer andern Sache stimmen wir überein: Der Coloradokäfer hat einen Feind, und das ist der Muttergotteskäfer. Man muß also diesen zur Bekämpfung von jenem verwenden, weil er dessen Raupen frißt.

Im Gemüsebau ist die rückständigste Gruppe in der Schweiz die der Jungbauern. Sie haben viel von den Anthroposophen übernommen, aber auch von den Agronomen, und so sind sie mit der Produktion am weitesten. Sie sind auch die größte Vereinigung in der Schweiz. Anthroposophen sind keine Praktiker, sie sind «geistiger», haben dafür keine rentablen Betriebe.

In Aarau gab's einen Stadtarbeiter, W., der mein Lehrmeister im biologischen Gemüsebau war; der hatte auch eine Heilpraxis. Aber er wurde einmal gestraft, weil das «Heilen» bei uns verboten ist. Das nahm er sich zu Herzen, hörte auf zu behandeln und hat dann nur noch mit seinem Sohn gegärtnert. Der Mann hatte viel studiert über homöopathische und Komplexheilung. Eine Apotheke in Aarau hat diese Mittel nach seinen Angaben geliefert. Schon mit 56 Jahren ist er gestorben. Er, der Naturheiler, hatte geraucht!

In meiner Jugendzeit lebte in Erlinsbach der Zegglinger Peter, zu dem alle Leute aus dem Dorf gelegentlich gingen, um eines seiner kleinen Fläschchen zu holen. Mein Vater tat's auch. Und als sie auf dem weiten Heimweg Durst bekamen, tranken sie die Fläschlein gerade aus. Es machte ihnen nichts; also waren es wahrscheinlich harmlose homöopathische Mittel gewesen. Ich ging auch zu ihm, sogar mit einer ganzen Gruppe. Später, als der Peter gestorben war, führte seine Frau die Praxis weiter mit ihrem Sohn. Der hat dann aber Arzt studiert und ist jetzt im Basbiet tätig. – Ich ging auch einmal zu einem Heiler nach Einsiedeln. Wie er hieß, weiß ich nicht mehr. Aber es waren so viele Leute da, daß ich nicht wieder hinging. Und jetzt gibt es einen in Lenzburg, der Akupunktur macht. Nebenbei gibt er homöopathische Mittel; er ist eben Kurpfuscher. Ich habe mir schon überlegt, ob ich nur noch Gewürzkräuter anpflanzen soll. Aber man wird älter und hat's nicht mehr so nötig. Kinder haben wir auch keine, für die wir sorgen müßten. Wir hielten uns nur an die Kräuter, die wir zum Gemüse auf den Markt mitnehmen müssen, wie Peterli, Schnittlauch, Majoran und Rosmarin, im ganzen etwa 30 Sorten